

Kuba: Havanna, Santiago, Holgún und die Tauchplätze von Guardalavaca

Reisetagebuch von [Detlef Fritz](#)



Wieder im kolonialen Stil: der Plaza Vieja in Havannas Altstadt



Im Revolutionsmuseum: Che Guevara als Wachsfigur



Im Archäologie-Park von Chorro de Maita: Szenen von den Taina



Gariba: Die Hafenpromenade erinnert an alten Reichtum



Folklore-Show der Taina-Indianer im Kolumbus-Park



Blick auf die Bucht von Bayamo, den Landeplatz von Kolumbus



In der Cenote, der Unterwasserhöhle von Caletones



Halbinseln in der Bucht von Santiago de Cuba

Aus spanischer Kolonialzeit: Das Rathaus von Santiago



Ein Barrakuda in den Korallenriffen vor Guardalavaca

Montag, 25. März 2013: Havanna

Wir landen etwa gegen 21.30 Uhr Ortszeit auf dem Flughafen José Martí von Havanna. Obwohl unsere Maschine gerade die einzige ist, bilden sich vor der Abfertigung lange Schlangen, zieht sich auch die Gepäckausgabe endlos hin. Irgendwie scheint alles sehr schwerfällig zu gehen.

Die ländlichen Vororte von Havanna, die wir nun passieren, sind dunkel - und auch, als wir die Innenstadt erreichen, wird es nicht wesentlich heller. Es herrscht auch kaum Verkehr auf den Straßen. Man sieht so gut wie keine Autos, auch keine Fußgänger. Es scheint aber auch keine Geschäfte oder Restaurants zu geben, zu denen man um diese Uhrzeit noch gehen könnte. Unser Hotel, das Deauville, liegt direkt am Malecon, der Uferpromenade, ganz nahe der Altstadt. Mehr Positives lässt sich über dieses angebliche Drei-Sterne-Haus aber auch nicht sagen. Es gibt zwei Fahrstühle mit nur kleinen Kabinen, wobei einer der beiden Fahrstühle gar nicht, der andere nur mit Aussetzern funktioniert. Unser Zimmer liegt im 13. Stock, gleich neben dem Fahrzeugschacht, aus dem die ganze Nacht ein Knarren und Rumpeln dringt. Dazu klappern die Fenster, als wollten sie gleich aus dem Rahmen fallen. Aber dafür schauen wir auf den Malecon. Der heftige Wind hat das Meer so aufgewühlt, dass

die gewaltigen Wellen nun über die Brandungsmauer auf die Straße schlagen, immer wieder die Fahrbahn unter Wasser setzen.

Dienstag, 26. März 2013: Havanna

Unsere Stadterkundung nach dem Neckermann-Programm "Havanna classico" beginnt am Parque Central, einem eher bescheidenen Stadtpark, aber umgeben von mehreren alten, gerade wieder restaurierten Hotels, Standort der Pferdedroschken und der Oldtimer-Taxis. Mit ihren meist knalligen Farben, rot, pink, bläulich, sieht man diesen Autos, meist Cabrios, ihr Alter, das vielfach bei 60 Jahren und mehr liegen dürfte, nicht an. Allerdings besteigen wir mit Adalberto, unserem Guide, keinen der Oldtimer, sondern eine der einspännigen Pferdekutschen, die hier mit den Oldtimern und Fahrradrickschas im Wettbewerb stehen.

Unsere Fahrt ist allerdings nur von kurzer Dauer. Der Parque Central liegt nämlich unmittelbar am Paseo de Marti, der an der Grenze zur Altstadt liegenden Hauptstraße Havannas, auf der wir nun den größten Teil unserer Rundfahrt bestreiten. Auf dem durch eine breite, mit Bänken ausgestattete Fußgängerpromenade geteilten Boulevard geht es vorbei an Prachtbauten wie dem Capitol, einem zu Beginn des 20. Jahrhunderts dem Washingtoner Capitol nachempfundenen Regierungsbau, an dem alten Theater, an mondänen Wohn- und Geschäftshäusern aus der Zeit um 1900. Dies könnte tatsächlich ein wahrer Prachtboulevard sein – wären nicht zahlreiche dieser Gebäude vom Verfall gekennzeichnet, kaum mehr als heile Fassade vor leeren Ruinengrundstücken.

Und ein solches Bild zeigt sich auch immer in der eigentlichen Altstadt, wobei dort allerdings auch überall die Rekonstruktionsarbeiten im Gange sind.

Unser Rundgang durch die Altstadt beginnt gegenüber dem alten Hafengelände, führt zunächst vorbei an einer Skulptur, die einen alten Mann mit langen Haaren und Bart, gekleidet wie ein verarmter spanischer Caballero, darstellt. Das ist die Skulptur des „Caballero von Paris“, eines Sonderlings, zu Beginn des 20. Jahrhunderts vermutlich aus Frankreich nach Havanna gekommen, dort hochbetagt, wohl weit über 90 Jahre alt, 1980 gestorben. Bekannt wurde der Stadstreicher, der wegen Diebstahls auch schon mal im Gefängnis landete, vor allem wegen seiner ausgesuchten Höflichkeit gegenüber Frauen – der er schließlich auch seinen Spitznamen „Caballero von Paris“ verdankte. Ganz in der Nähe davon befindet sich eine Galerie für moderne Kunst, untergebracht in einem ansehnlichen Bürgerhaus mit begrünem Innenhof, in dem die Pfauen spazieren.

Nach einer kurzen Wegstrecke gelangen wir an „Plaza Vieja“, den „Alten Platz“, ein Altstadtplatz, dessen ansehnliche Kolonialbauten zum großen Teil bereits wieder rekonstruiert worden sind. Dazu zeigen Schautafeln, wie diese Bauten vor der Rekonstruktion aussahen: Leere Fensterhöhlen oder mit Brettern vernagelte Fenster, obere Stockwerke, die wie weggebombt waren. Noch vor einigen Jahren, so unser Reiseführer Adalberto, konnte jeder Bewohner einer Altstadtwohnung damit machen, was er wollte, die Fassade gestalten, wie er wollte, Wände herausreißen oder neue ziehen, alles ohne Rücksicht auf den Gesamteindruck. Doch damit ist es nun vorbei, und der Plaza Vieja inzwischen sicher einer der schönsten Orte in der Altstadt, an dem man an einer offenen Stelle auch noch einen Blick in Havannas älteste Wasserleitungen werfen kann.

Ein Treffpunkt am Plaza Vieja: das Café Escorial, ein Traditionshaus in einem der rekonstruierten Gebäude, mit einem allerdings eher kleinen Innenraum, wo der Kaffee in einer altertümlichen Mühle frisch gemahlen, an einer hölzernen Theke auch verkauft wird. Wer hier direkt eine Tasse trinken möchte, setzt sich unterdessen an einen der – wenigen - Tische unter den Arkaden vor dem Haus, beobachtet dabei das Treiben auf dem Platz, das aber immer noch weitgehend von den Bauarbeitern bestimmt wird.

Unser Weg führt uns nun wieder durch die für den Autoverkehr gesperrten Gassen der Altstadt, wo auch eine ganze Reihe von Artisten, Musikern und Schnell-Zeichnern versucht, an den Touristen ein paar Pesos zu verdienen. Andere, die nicht so kunstfertig sind, bieten den Touristen eine „Granma“, die Parteizeitung zum Kauf an – für einen Konvertiblen Peso, also ungefähr einem US-\$ das Stück.

Am Plaza de Armas dagegen hat sich ein richtiger kleiner Markt etabliert, werden an improvisierten Ständen Antiquitäten, meist alte Bücher, und jede Menge Trödel angeboten, gibt es aber augenscheinlich mehr Verkäufer als interessierte Käufer. Allerdings sind die Verkäufer hier auch ausschließlich an den Konvertiblen Pesos, der für die Touristen ausgegebenen Währung, interessiert.

Vorbei am Platz der Kathedrale – auffällig: die unterschiedlichen Türme des Sakralbaus, der zweistöckige Glockenturm massiv und gedungen, der andere mit der Uhr dagegen fast filigran – geht es zur Bodeguita del Medio, die Stamm-Bar von Ernest Hemingway während seiner Zeit in Kuba, deshalb nun ein bevorzugter Touristen-Treff, schon von außen erkennbar an den Bildern von Hemingway und Hemingway-Handschriften an der Fassade. Und auch drinnen, wo sich die Besucher am Tresen drängen, erinnern etliche Ausstellungsstücke an den berühmten Gast, hängt zum Beispiel an der Wand unter anderem ein Foto, das den amerikanischen Schriftsteller zusammen mit Fidel Castro zeigt.

Wir nehmen ganz in der Nähe im Restaurant des Hotel Marqués unser Mittagessen. Von außen fällt das Hotel kaum auf, verfügt aber über einen begrünten Innenhof, in dem man angenehm im Freien sitzen kann, der sich nun zur späteren Mittagszeit mit mehreren Touristengruppen füllt.

Am Nachmittag fahren wir nach San Francisco, einem der dörflichen Vororte von Havanna. Hier besuchen wir das Anwesen, das sich Ernest Hemingway gekauft hatte, eine feudale Finca mit einem auf einem Hügel stehenden Herrenhaus, das sich ein reicher Spanier um 1880 hat errichten lassen. Betreten darf man das Haus gerade nicht, nur von außen einen Blick durch die Fenster werfen. Und da sieht man dann auf eine gewaltige Bibliothek, auf Bücherregale, die fast alle Wände bedecken – sofern da nicht gerade die Trophäen afrikanischer Wildtiere hängen, von Büffeln, Antilopen, Löwen. Solche Trophäen sind auch auf den Schreibtischen des Schriftstellers zu sehen. Dazu muss Hemingway auch ein kenntnisreicher Kunstsammler gewesen zu sein. Immerhin hängt in einem der Arbeitszimmer sogar ein Picasso – wobei dieses Bild, so ungeschützt, wie es hier ist, kaum das Original sein dürfte.

Von dem Hügel sieht man auf dichten grünen Wald, beinahe einen Dschungel, und schließlich kann der Besucher noch das in einem luftigen Holzbau abgestellte Prachtstück dieser Hemingway-Ausstellung bewundern, die Piler, das für das Hochseeangeln ausgelegte Boot von Hemingway, zu seiner Zeit wahrscheinlich ein luxuriöses Prachtstück, fast ganz aus Holz, und so, wie es hier steht, scheinbar noch immer seetüchtig.

So versessen Hemingway auf die Großwildjagd war, so vernarrt muss er in seine Haustiere, Hunde und Katzen, gewesen sein. Die bekamen nämlich nach ihrem Tod ein jeweils mit Steinplatte versehenes eigenes Grab auf dem Anwesen – und ihre Nachkommen tummeln sich, nun vom Personal versorgt, noch immer auf dem Grundstück.

Zum Abschluss der Tour wird den Besuchern an einem Getränkestand ein „Original-Hemingway-Drink“ angeboten, zu bezahlen natürlich in Konvertiblen Pesos. Dafür kann man aber auch zuschauen, wie der Zuckerrohr mehrmals durch eine alte Handpresse gedreht wird, so, dass schließlich auch der letzte Tropfen Saft in der unter der Presse stehenden Schale landet. Schließlich wird das Ganze noch mit einem Schuss Rum und einer Zitrone versehen – und schmeckt ziemlich süßlich.

Am Abend schlendern wir noch einmal Richtung Paseo de Marti, wo es eine ganze Reihe von Restaurants gibt, teilweise auf den Dachterrassen – sofern die Häuser noch oder schon wieder intakte Dächer haben.

Mittwoch, 27. März 2013: Havanna

Das Besichtigungsprogramm beginnt mit Warten. Als erstes steht ein Besuch der Zigarrenfabrik H. Upmann auf dem Programm, 1844 von einem deutschen Einwanderer gegründet, nun ein mehrfach ausgezeichnete sozialistischer Musterbetrieb, angeblich ein Zentrum der revolutionären Tradition, das in seinem Eingangsbereich mit einer kleinen Ausstellung an die „Helden der Moncada“ erinnert, an den Stoßtrupp, mit dem Fidel Castro die Moncada-Kaserne in Santiago erobern wollte und damit den Startschuss zur Revolution abgab.

Allerdings: Über den Eingangsbereich kommen wir ohne lizenzierten Fremdenführer nicht hinaus. Adalbero, unser Guide, hat jedenfalls keine Genehmigung, seine Gäste in die Fabrik zu führen.

Aber auch mit dem Führer, der dann endlich doch noch eintrifft, kann man nicht einfach in die Fabrik, eigentlich eher eine Manufaktur, hineinmarschieren. Erst müssen an der Garderobe Kamera und Fotoapparat abgegeben werden: Aus einem nicht ganz ersichtlichen Grund ist das Fotografieren in dieser und den anderen Zigarrenfabriken verboten – und in dieser Fabrik sind auch die Besucher eigentlich nicht gern gesehen. Eigentlich, so unser Fabrik-Führer, wolle die Direktorin keine Touristin, könne sich aber natürlich nicht über die entsprechende Anweisung des zuständigen Ministeriums wehren. Dennoch versuche sie immer wieder, die Besuche nach all ihren Möglichkeiten zu behindern.

Wie auch immer: Untergebracht ist die Fabrik, in der vor allem Zigarren der Marke „Romeo y Julieta“ gedreht werden, seit einem Jahr in einem dreistöckigen Bau nahe der Altstadt, in einem Gebäude, das offensichtlich schon von Anfang an als Fabrik angelegt war, mit einem gewaltigen überdachten Innenhof zur Repräsentation, den Büros im unteren Stock, den Fertigungshallen darüber.

Insgesamt 600 Menschen sollen hier arbeiten, wobei das Soll eines Zigarrendrehers, je nach der Qualität, in der er dreht, zwischen 45 bis 100 Zigarren, in Einzelfällen 170 Zigarren pro Tag beträgt.

Und die Fertigung der Zigarren, von denen täglich 25000 die Fabrik verlassen, ist ausschließlich Handarbeit! Als erstes greift sich der Dreher bzw. die Dreherin ein großes, halbwegs passendes Blatt, schneidet es zurecht, rollt es dann zusammen, fügt noch weitere Blätter hinzu, bis die zusammen in etwa die Gestalt der künftigen Zigarre annehmen. Dann werden diese halbfertigen Zigarren in eine Presse gestopft, werden die Tabakblätter so entsaftet und in die richtige Form gebracht – und bekommen anschließend den letzten Feinschliff, werden noch einmal zurechtgeschnitten, wird das Mundstück zugelebt. Für eine Cohiba, die edelste und teuerste Zigarrenart, muss der Kunde dann zwischen 25 und 75 US-\$ zahlen.

Für die Zigarrendreher – gut die Hälfte sind Frauen, die Mehrzahl schwarz, obwohl die Schwarzen in Havanna eigentlich eher die Minderheit sind – ist das ein unerschwinglicher Betrag. Und die Arbeitsbedingungen sind auch nicht unbedingt als „sozialistisch“ auszumachen. In insgesamt 15 Reihen stehen die Werkbänke hintereinander, jeweils zwei mal vier Stück, zusammen 120 Arbeitsplätze in jeder Fertigungshalle, und obwohl keinerlei Maschinen eingesetzt werden, ist es natürlich entsprechend laut, während die Zigarrendreher versuchen, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren und das Soll zu schaffen.

Angeblich soll hier nicht fotografiert werden, weil dies gegen die Rechte der Arbeiter verstoßen würde, aber vermutlich wollen die Fabrikleitungen nur nicht, dass die Produktionsbedingungen auf den Fotos von Touristen festgehalten werden.

Neben einem kleinen Wachturm, einem Überbleibsel der Stadtmauer, die das alte Havanna umgab, steht der frühere Präsidentenplatz, seit 1970 das Revolutionsmuseum, unser nächstes Ziel der Besichtigungstour.

In den Glasvitrinen des Eingangsbereiches sieht man Kleidungsstücke, Waffen und diverse andere Utensilien, die die Angehörigen der Studentengruppe, die am 13. März 1957 erfolglos versuchten, diesen Palast zu stürmen und den Diktator Baptista zu erschießen, bei sich trugen, dann geht es die Freitreppe, vorbei an einer Büste des Nationalhelden José Martí, in das obere Stockwerk. Unter der Kuppel des Palastes zeigt ein überdimensioniertes Wandgemälde eine Szene aus dem Unabhängigkeitskrieg gegen die Spanier Ende des 19. Jahrhunderts, die Exponate in den einzelnen Räumen dagegen stammen fast ausschließlich aus der Zeit des Guerillakrieges von Fidel Castro gegen das Baptista-Regime. Da sieht man dann zum Beispiel nicht nur die Funkgeräte, sondern auch eine Radiostation, die von der Guerillas betrieben wurde, zahllose Fotos der verschiedenen Commandantes, und schließlich, als Wachsfiguren Che Guevara und einen Begleiter auf Patrouille im Dschungel.

Im Außenbereich des Museum kann man die Granma bestaunen, jene Yacht, mit der Fidel Castro zusammen mit rund 80 Gefährten aus dem Exil zurückkehrte, um in Kuba die Revolution zu starten. Wirklich nah heran kommt man an die Granma aber nicht: Sie steht geschützt in einem gläsernen Gebäude, das man nicht betreten darf. Und sie wirkt auch weder groß noch komfortabel: Kaum vorstellbar, dass über 80 Menschen auf Platz gefunden haben soll.

Eine der Revolutionsgeschichten, die man hier zu hören bekommt: In einer stürmischen Nacht fiel einer der Passagiere über Bord, und obwohl es so gut wie keine Chancen gab, den Mann zu bergen, die Revolutionäre wegen des Wetters ohnehin schon ihrem Zeitplan hinterher hinkten, gab Castro den Befehl, nicht eher weiter zu fahren, bevor man den Verlorenen gefunden hätte. Allerdings: Gefunden wurde er nie – und die Granma musste schließlich ohne ihn wieder Kurs auf Kuba nehmen.

Andere Ausstellungsstücke des Außenbereiches: Autos, durchaus gediegene amerikanische Straßenkreuzer, ganz zivil, die Fidel Castro und seine Leute beim Angriff auf die Moncada-Kaserne einsetzen, Panzer und Kampffugzeuge, mit denen kurz nach der Revolution der von der CIA unterstützte Angriff von Baptista-Anhängern in der Schweinebucht abgewehrt wurde. Allerdings: Die Exponate wirken ziemlich willkürlich zusammen gestellt, ohne weitere Erklärungen – und Besucher, die die kubanische Revolution nicht bis in jede Einzelheit kennen, müssen sich die mögliche Geschichte der verschiedenen Fahrzeuge und Kanonen schon selber ausdenken.

Unsere Havanna-Tour bleibt eine Museum-Tour. Als nächstes geht es in das am Hafen gelegene Rum-Museum, ein Museum, das bei den Touristen um einiges beliebter zu sein scheint als das Revolutionsmuseum. Jedenfalls ist das Foyer des Gebäudes schon gefüllt mit Besuchern, die auf die nächste Führung warten. Denn, wie schon in der Zigarrenfabrik: Auch durch das Rum-Museum geht es nur mit einem dafür extra lizenzierten Führer.

Die ersten Ausstellungsstücke, die man zu sehen bekommt: Rumflaschen, wie Kunstobjekte angestrahlt und in Glasvitrinen. Aber der Rum, alle Flaschen von Havanna Club, der hier steht, ist ja auch kein beliebiger Schnaps. Wenigstens zwei Jahre lang ist „Weiße Rum“, der Rum der geringsten Qualität gereift, die dunkleren Qualitätsstufen bringen es dann auf bis zu 15 Jahre, wobei der „Maximo“ sogar 18 Jahre alt sein muss, bevor er getrunken wird. Andere Sorten haben sogar noch mehr Zeit zum reifen, und auf Wunsch gibt es sogar hundert Jahre alten Rum – mit einem nach oben offenen Preis.

Kurz wird im Museum das Leben der Sklaven auf den Zuckerrohrfeldern gestreift, in Gestalt von lebensgroßen Figuren, die bei der Arbeit gezeigt werden, dazu kann man die Holzfässer bestaunen, in denen der Rum gelagert wird, Fässer, die 60 Jahre halten müssen, und schließlich das Prunkstück des Museums, ein maßstabgerechtes Modell einer Destillationsanlage wohl um 1900 bzw. dem frühen 20. Jahrhundert, keine einfache Fabrik in

der Nähe der Zuckerrohrfelder, vielmehr eine ganze Stadt mit Bahnhof, Fabrikanlagen und Wohngebäuden, ein Modell, durch das übrigens auch noch eine Eisenbahn fährt.

Am Abend fahren wir zur „Kanonenschuss-Zeremonie“ in der Fortaleza de la Cabaña, der spanischen Festung auf der Ostseite des Kanals zum Hafen, also auf der der Altstadt gegenüberliegenden Seite Havannas. Dabei hat die Festung, deren Mauern nun am Abend angestrahlt werden, selbst die Ausmaße einer kleineren Stadt, in der nun, da sich hier gerade die Touristen versammeln, auch ein kleiner Markt statt findet.

Die Kanonenschuss-Zeremonie selbst ist eine gespielte Wachablösung, vorgeführt von jungen Männern in den alten spanischen Uniformen, die „Offiziere“ mit Perücke, viel Fackel-Zauber, Stehschritt-Märschen und laut gebrüllten Befehlen – bis dann pünktlich um neun Uhr die Kanone einmal über der Hafeneinfahrt abgefeuert wird, und das mit einem Getöse, das sicherlich noch auf der anderen Seite des Kanals deutlich zu hören ist.

Donnerstag, 28. März 2013: Havanna – Guardalavaca

Es ist etwa gegen vier Uhr morgens, als wir das Hotel verlassen: Denn obwohl die Maschine erst gegen acht Uhr geht, wir auch nur einen kurzen Inlandsflug haben, müssen alle Passagiere um sechs Uhr bei der Abfertigung sein. Dabei dauert die nicht einmal besonders lange, muss man danach dann um so länger warten.

Der Weg nach Guardalavaca, wir sind ungefähr eine gute Stunde unterwegs, führt über eine recht ordentliche Straße, vorbei an sauberen Dörfern. In denen man, anders als in Havanna, kaum verfallene Häuser sieht, in denen manches Haus sogar an ein Bungalow erinnert. Dem äußeren Anschein nach sind diese Dörfer wohlhabender als die große Stadt.

An der breiten entlang der Küste verlaufenden Straße stehen die Hotels von Guardalavaca, auch das Brizas, in dem wir nun absteigen. Das Brizas ist eine großzügige Anlage mit Haupthaus, zwei Rezeptionen, eine für das Haupthaus, eine für die zahlreichen Villen. Der Pool ist ziemlich großzügig angelegt – aber die meisten Gäste liegen natürlich am Sandstrand.

Freitag, 29. März 2013: Guardalavaca

Eigentlich war ich heute zum Tauchen angemeldet – aber das fällt wegen des starken Windes und dem Wellengang aus.

Ein kurzer Bummel auf der Straße, an der auch unser Hotel liegt: Auf der gegenüberliegenden Seite sind einige kleinere Geschäfte, in denen alle möglichen Utensilien für den Badeurlaub angeboten werden, ungefähr zu den Preisen, die auch die vergleichbaren Läden im Hotel verlangen – aber all diese Läden sind ja auch staatlich. Die Pferdedroschken, die vor dem Hotel auf Gäste für eine „Stadtrundfahrt“ warten, sind dagegen im Privatbesitz.

Der eigentliche Ort liegt nicht sonderlich weit entfernt. Was man aber davon sieht, sind nichts als größere Wohnblocks, errichtet im Plattenbau-Einheitsstil. Das motiviert nicht unbedingt zu einer Stadtrundfahrt mit Droschke.

Samstag, 30. März 2013: Guardalavaca

Auch heute muss das Tauchen wieder abgesagt werden: Der Wind bläst immer noch zu stark.

Sonntag, 31. März 2013: Guardalavaca, Tauchplatz Canto Azul

Das Eagle Ray Diving Center liegt einen Strandabschnitt vom Brisas entfernt, in der Nachbarbucht. Allerdings gibt es eine „Außenstelle“ im Brisas, von der aus man mit dem Boot innerhalb von zehn Minuten zur Basis fährt.

Die Tauchplätze selbst sind ebenfalls alle innerhalb weniger Minuten zu erreichen. Heute geht es zum Canto Azul, einem 24 Meter tiefen Riff, bei dem vor allem die bläulichen Trichterkorallen auffallen. Dazu gibt es aber auch etliche Fächerkorallen und eine ganze Reihe kleiner Riffische.

Allerdings ist das Meer noch immer ziemlich aufgewühlt, haben wir Probleme, bei dem hohen Wellengang wieder ins Boot zu klettern – und lassen den zweiten Tauchgang sicherheitshalber ausfallen.

Montag, 1. April 2013: Guardalavaca - Cuatro Vereda - Chorro de Maita - Gibara - Bucht von Bayamo

Immer wieder verblüffend: Verglichen mit den Gebäuden in der Stadt sind die Häuser in den Dörfern geradezu schmuck und sauber – zumindest in der Umgebung von Guardalavaca..

Ein klein wenig ändert sich das aber, wenn man die Hauptstraße verlässt. Cuatro Vereda, Vier-Wege-Dorf, heißt das erste Ziel unserer Fahrt durch die Provinz Holgúin, ein Bauerndorf, in dem Bananen, Kosnüsse und Mango angebaut werden, ein Dorf mit vier ungepflasterten Wegen, wo die Häuser nun, abseits der Hauptstraße, um einiges ärmlicher wirken.

Auf dem Hof, den wir besuchen, wird Kaffee angebaut, werden dazu Schweine, Ziegen und Hühner gehalten, ein paar Rinder, und es gibt einen kleinen Bienenstock, ganz einfach gefertigt aus einem ausgehöhlten Ast. Den Kaffee, den wir serviert bekommen, hatte der Bauer zuvor in einem hölzernen Bottich gemahlen.

Das Haus dieser Bauernfamilie hat kaum etwas gemein mit den Bungalowbauten an der Hauptstraße: Das hier ist ein kleiner, einfacher Steinbau aus Ziegeln mit einem Dach aus Palmenholz, einem Steinboden, und eigentlich nur aus einem Raum bestehend, der durch simple Holzwände in beinahe winzige Bereiche getrennt wurde, ein Schlafzimmer für die Eltern, eins für die Kinder, eine weitere Kammer. Nur der Fernseher darf natürlich nicht fehlen, allerdings hier ein schon sehr altersschwaches Teil.

Nun geht es zum Museumsdorf von Chorro de Maita, ein Dorf, das den Siedlungen der Taina-Indianer nachgebaut wurde. Tatsächlich soll dieser Nachbau auf archäologischen Funden beruhen, die genau hier gemacht wurden – von einem Dorf, das etwa in der Zeit von 1080 von 1550 an dieser Stelle stand. Insgesamt sollen, so die Schätzungen, zur Zeit der Landung von Christopher Columbus immerhin rund 100.000 Taina in der Region der heutigen Provinz Holgúin gelebt haben.

Das Museumsdorf liegt in einem leicht hügeligen Gelände, besteht aus einer Reihe von Rundhütten, und damit der Eindruck eines lebendigen Dorfes erweckt wird, stehen – bzw. sitzen oder liegen – überall lebensgroße Tonfiguren, die Szenen aus dem Dorfalltag darstellen. Da sieht man dann Indianer etwa mit hölzernen Spaten bei der Feldarbeit, eine Gruppe beim Tanzen, einen Mediziner bei einer Kranken und andere Szenen. Das alles mutet mitunter zwar kitschig an, vermittelt dem Besucher aber doch ein recht plastisches Bild vom dörflichen Leben der Taina-Indianer, die etwa jeweils zu 20 Personen eine Rundhütte bewohnten, in ihrer Landwirtschaft nicht nur Nahrungsmittel wie Avocados und Papayas, sondern zum Beispiel auch Tabak und Baumwolle anbauten.

Ganz in der Nähe des Museumsdorfes liegt – überdacht – die Ausgrabungsstätte eines indianischen Friedhofes. Die insgesamt 108 Skelette – 107 von Indianern, eines von einem hier bestatteten Europäer – liegen eher ungeordnet nebeneinander auf dem Areal, alle ganz unterschiedlich bestattet, wobei die einzelnen Skelette aber so gut erhalten sind, dass man den Eindruck gewinnt, es müssten Nachbildungen sein. Das, so die Museumsangestellte, sei aber nicht der Fall: Alle Skelette wären Originale, so, wie sie hier liegen, auch gefunden worden. Dabei datieren die ältesten Skelette ungefähr aus dem Jahr 1080, wurde die Begräbnisstätte, wie man vom europäischen Skelett weiß, mindestens bis zum Jahr 1550 genutzt.

Nicht immer Originale, sondern teilweise Repliken sind dagegen die Ausstellungsstücke in den gläsernen Vitrinen: die Reste von Werkzeugen, beispielsweise Steinhämmer, aber auch Schmuck, Amulette und Idole, kleine Götterdarstellungen, hier nun aus Messing, bei den Originalstücken aber aus Kupfer bzw. Gold.

Unser nächstes Ziel heißt Gibara, eine kleine Hafenstadt, die offenkundig schon bessere Tage gesehen hat. Wir fahren nun auch nicht mehr auf der Hauptstraße, sondern teilweise über staubige Pisten, passieren Reisfelder und eher ärmliche Hütten – und schließlich, kurz vor Gibara, nun wieder auf einer besseren Straße, eine endlose Reihe von Aufstellern mit den Porträts, den Namen und den Lebensdaten von Unabhängigkeitskämpfern aus der Zeit der spanischen Kolonialherrschaft, Guerilleros, die an der Seite von Castro gekämpft hatten, schließlich auch, jüngeren Datums, solcher „antiimperialistischer Kämpfer“, die von Kuba nach Angola gegangen sind. Alle hier geehrten „Helden der Revolution“ sollen tatsächlich aus dieser Region stammen – die allerdings aber auch schon immer ein Zentrum der Revolution gewesen sei.

An einem antiken Wachturm, der vielleicht einmal zu einer Stadtmauer gehört haben könnte, vorbei geht es nach Gibara hinein, zunächst auf die Küstenpromenade, die früher einmal fast parkähnlich angelegt gewesen sein muss, mit den besseren Geschäftshäusern auf der Landseite, Grünflächen und Sitzbänken zur Seeseite hin. Die Grünflächen werden aber wohl nicht mehr gepflegt, an den Bänken nagt der Zahn der Zeit – und man sieht auch keine Spaziergänger, die es sich hier gemütlich gemacht haben, die Aussicht genießen wollen. Stattdessen verkehren auf der Straße nun schwer beladene Pferdekutschen, das scheinbar vorherrschende Verkehrsmittel, hier jedenfalls häufiger als Autos zu sehen.

Bilder von Che Guevara und die immer wieder zu sehende Losung prangen an einem der Gebäude am Hafen – wobei der Hafen selbst aber einen ziemlich verfallenen Eindruck macht, etliche Boote, die Boote, die hier vor sich hin dümpeln, auch nicht mehr seetüchtig zu sein scheinen.

Wir fahren allerdings zunächst nicht zum Hafen, sondern zu der abseits des alten Zentrums gelegenen Zigarrenfabrik. Die hat hier nur ein Stockwerk, beschäftigt auch nur rund 50 Mitarbeiter, die am Tag rund 6000 Zigarren fertigen, ist aber ansonsten ebenso aufgebaut wie die Zigarrenfabrik, die wir schon in Havanna gesehen haben. Auch hier hängen Bilder der Revolution und Che Guevara im Eingangsbereich, in der Produktionshalle dazu die Porträts der „Miami Five“, der fünf angeblichen kubanischen Agenten, die in Miami zu lebenslanger Haft verurteilt wurden.

Fotografiert oder gefilmt werden darf natürlich auch hier nicht – aber dafür erfahren wir hier, was mit den Arbeitern passiert, die ihre Norm nicht schaffen. Praktisch käme das nicht vor, wird uns hier erklärt: Wer seine Norm nicht schafft, müsste nämlich auf einen Teil seines Lohnes verzichten, und zwar auf den Teil, der in Konvertiblen Pesos ausgezahlt wird. Da dies niemand in Kauf nehmen möchte, kommen die langsameren Dreher eben auch nach Feierabend, an ihren „freien“ Tagen in die Fabrik, um so ihr Soll doch noch zu schaffen.

Am Platz der einstigen Kathedrale stellen wir die Wagen ab, um nun durch die Stadt zu bummeln. Die Kathedrale, ein gedungener, massiver Bau, steht wohl leer, scheint dem Verfall preis gegeben. Allerdings könnte auch das Gebäude, in dem das Naturkundemuseum untergebracht ist, eine größere Instandsetzung vertragen.

Die Hauptstraße ist geprägt von kleinen, einstöckigen Häusern – aber immer wieder sieht man vor allem an den Straßenecken auch recht repräsentative Bürgerhäuser, regelrechte Stadtvillen. In eines dieser Bürgerhäuser, zweistöckig, von außen eher unscheinbar, schauen wir kurz hinein. Das Anwesen gehört einer älteren Dame, deren Familie zum großen Teil in den USA lebt. Fotografieren der Angehörigen schmücken das gleich zur Straße liegende Wohnzimmer, das im übrigen voll gestellt ist mit Sesseln, Stühlen, Tischen, die für unsere Augen schon erstaunlich altmodisch wirken, wie eine Puppenstube aus der Zeit der Großmütter. Hinter diesem Wohnzimmer schließt sich ein kleiner Innenhof an, um den herum mehrere kleine

Schlafzimmer eingerichtet sind, Räume, die an Fremde vermietet sind. Das ganze wirkt nach einer Pension oder einem Hotel, auch, wenn es darauf keinen Hinweis gibt.

Unser Mittagessen nehmen wir in einem Fischrestaurant an der Hafensperrmauer. Wir sind relativ spät dran, und das Lokal ist bis auf den letzten Platz besetzt – von anderen Reisegruppen. Einheimische sieht man hier gerade nicht.

Ganz in der Nähe von Gariba: der Kolombus-Park in der Bucht von Bayamo, angeblich der Ort, an dem Kolombus an Land gegangen sein soll. Das ganze Areal gilt zwar als Naturschutzgebiet, ist aber vor allem ein Ausflugsziel für Touristen – von denen wir am Nachmittag nun aber die einzigen sind. Wir werden von einem jungen Mann in einer Uniform, wie sie die spanischen Eroberer getragen haben könnten, begrüßt, trinken im Restaurant eine Cola – und dann geht es zur Taina-Folklore-Show.

Der Mann und die jungen Frauen, die, bekleidet mit weißen Lendenschurzen, die Frauen dazu noch mit einem weißen Tuch über dem Busen teilnehmen, sollen angeblich selbst Taina-Indianer sein. Immerhin haben die Angehörigen dieser Folklore-Truppe tatsächlich eine rotbräunliche Hautfarbe, sind auch etwas kleiner als die meisten eindeutig europäischstämmigen oder schwarzen Kubaner- aber dass es noch immer Menschen geben soll, die hier ihre Ahnenlinie bis zu den Ureinwohnern zurück verfolgen können, scheint doch eher eine Legende für die Touristen zu sein.

Die Tanz-Vorführung macht auch einen eher lustlosen Eindruck. Der Mann steht in der Mitte, gibt einige Kommandos, die Frauen bewegen sich im Kreis um ihn herum – das war auch schon alles. Wer weiß, wie viele Vorstellungen die Tänzer heute schon geben mussten!

Fantastisch ist dagegen die Aussicht, die man von einem der Hügel auf die Bucht hat. Da schaut man auf einen weiten Sandstrand mit Palmen, geradezu ein karibisches Postkartenmotiv.

Dienstag, 2. April 2013: Guardalavaca, Tauchplätze Punta Inglés und Acuario

Fast wie ein halb umgekippter Schonstein ragt am Tauchplatz Punta Inglés der stählerne Rumpf des hier gesunkenen Schiffes in die Höhe. Die Aufbauten des in 29 Meter Tiefe liegenden Wracks sind noch gut erhalten – doch hineintauchen können wir heute nicht. Dafür hat sich eine Languste im Schutz des Wracks niedergelassen.

Der zweite Tauchgang des Tages führt uns zum Acuario, eine hügelige Unterwasserlandschaft aus Korallen, vielen Fächerkorallen und etlichen Anemonen in 19 Metern Tiefe, mit regelrechten „Wegen“ auf dem Meeresboden und freien Sandplätzen. Hier tummeln sich die unterschiedlichsten kleinen Riffische, entdecken wir auch einen Feuerfisch und eine Seegurke.

Mittwoch, 3. April 2013: Caletones

Fährt man nicht auf der Hauptstraße sondern auf der tatsächlich kürzesten Strecke von Guardalavaca nach Gibara, zeigt sich Kuba von seiner ländlichen Seite. Auch die größeren Siedlungen sind eher Dörfer als Städte, auf den Straßen sieht man so gut wie keine Autos, dafür aber Pferdegespanne, nicht nur, um damit Lasten zu transportieren, sondern auch für den Personenverkehr unterwegs, als Taxi- oder Bus-Ersatz.

Am Stadtrand von Gibara - in einiger Entfernung stehen eine Reihe von Plattenbauten, wohl das Neubaugebiet der Stadt - endet auch die Asphaltstraße. Eine Sandpiste voller Schlaglöcher führt nun die Küste entlang, führt nach Caletones. Und von Caletones aus gibt es gar keine weitere Straße mehr.

Der Ort macht einen geradezu ärmlichen Eindruck. Etwa die Hälfte aller Häuser, ohnehin kaum mehr als aus Stein errichtete Hütten, stehen nur noch als Ruinen, die andere Hälfte

macht auch keinen besonders wohnlichen Eindruck. Caletones ist offensichtlich immer noch vom letzten Hurrikane gezeichnet – und bessere Bungalows, wie man sie in anderen Orten gesehen hat, fehlen hier ganz.

Die Einwohner müssen gänzlich von der Landwirtschaft leben: Denn obwohl Caletones direkt am Meer liegt, sieht man nicht ein einziges Fischerboot, gibt es auch nicht einmal den Ansatz eines Hafens. Dafür spazieren die Schweine auf der Dorfstraße, grast eine Pferd im spärlichen Grün des Dorfplatzes.

Aber es gibt ein Restaurant, das La Esperanza, das einzige zweistöckige Gebäude, das ich in diesem Ort entdeckte, für die örtlichen Verhältnisse geradezu ein Prunkbau. Von hier aus brechen wir auf zu der rund zwei Meilen entfernt liegenden Cenote, der Unterwasserhöhle von Caletones.

Das gesamte Tauchgepäck wird auf dem Rücken eines Pferdes verschnürt, wir selbst müssen laufen. Zunächst geht es noch durch das Dorf, vorbei sogar an einem kleinen Stück Strand, am Playa La Caleta, wo einige nun aber leer stehende Bauten den Eindruck erwecken, als habe man sich hier auf Badegäste einrichten wollen, dann ungefähr zwei Meilen lang in die Wildnis.

Immerhin führt zumindest ein steiniger Trampelpfad durch das enger werdende Buschwerk, doch wirklich bequem läuft es sich auf diesem Weg der Stolperfallen nicht. Als wir nach etwa 50 Minuten unser Ziel erreichen, bin ich total erschöpft.

Auf den ersten Blick liegt hier inmitten dieses Urwaldes ein kleiner, von Felswänden umgebener kleiner Tümpel mit fast kristallklarem Wasser. Die Höhle, die von hier bis zum Meer führt, sieht man vom Ufer zunächst noch nicht.

Der Einstieg in den Tümpel ist äußerst glitschig, das Wasser angenehm frisch, aber dabei nicht wirklich kalt. Nach nur wenigen Schwimmstößen haben wir den Höhleneingang erreicht, tauchen hinab. Die Cenote erweist sich als eine Abfolge von Gängen und Hallen, in denen sich Stalagmiten und Stalaktiten gebildet haben, manche davon weiß, andere rot, in teilweise bizarren Formen, manche wie Figuren oder Grabmäler – und das alles in absoluter Dunkelheit. Das einzige Licht, das hier manchmal einfällt, ist das Licht unserer Lampen – und das sorgt jedes mal für einen gewaltigen Schreck, wenn man für einen Moment nur noch den Lichtkegel der eigenen Lampe, aber nicht den eines anderen Tauchers sieht.

Aber selbst in dieser unterirdischen Welt gibt es tierisches Leben. Wieder in der Nähe des Höhleneingangs kreuzt ein vielleicht unterarmlanger, schlanker, dunkelgrauer Fisch meinen Weg, ein Fisch, den der kubanische Tauchlehrer auf meine Nachfrage als Pinga-Fisch bezeichnet.

Festes Schuhwerk wäre angebracht gewesen: Auf dem Rückweg löst sich die Sohle von meiner Sandale, muss ich halb barfuss zurück zum Ort humpeln.

Donnerstag, 4. April 2013: Guardalavaca, Tauchplätze Corona und Coral Garden

Noch eine Art Höhlentauchgang, diesmal nun im Meer: in rund 30 Metern Tiefe geht es am Tauchplatz Corona zunächst durch eine kleine Höhle, dann eine Korallenwand entlang. Hier schwimmen etliche Kaiser- und auch Feuerfische, hat sich aber auch eine grüne Muräne eingenistet.

Der zweite Tauchgang führt uns in 12 Meter Tiefe zum Coral Garden, ein Tauchplatz, der seinen Namen völlig zu Recht trägt, eine Landschaft voller Hügel, gebildet aus Korallen. Und dazwischen schwimmen alle möglichen Arten von Riffischen, darunter auch Doktor-, Kaiser- und Feuerfische.

Freitag, 5. April 2013: Santiago de Cuba

Nach Santiago führt sogar eine Autobahn. Die ist zwar nicht mit europäischen Autobahnen zu vergleichen, aber doch um einiges breiter und auch noch etwas besser in Schuss, als die ohnehin schon recht ordentlichen Hauptstraßen. An einer Raststätte vor der Autobahnzufahrt legen wir einen kurzen Stopp ein. Auch die normalen Linienbusse halten an dieser Stelle, Busse, die wie umgebaute Lastkraftwagen aussehen. Und: Die Busse, die hier halten, sind bis auf den letzten Platz besetzt.

Die Gegend, die wir nun passieren, ist noch gezeichnet vom letzten Wirbelsturm: Wo die Berge und Hügel früher bewaldet waren, sind sie jetzt kahl, stehen entlang der Straße die Reste der abgeknickten Bäume.

Um sieben Uhr früh war der Bus aus Guardalavaca abgefahren, gegen 11 Uhr haben wir Santiago de Cuba erreicht. Am Hotel Las Américas wechseln wir die Wagen, steigen vom Reisebus in einen Oldtimer, einen braunen Plymouth, Baujahr 1953. Die Frontscheibe hat einen Knick, die Vorderbank – Fahrer- und Beifahrersitz gehören hier zusammen – ist durchgesessen und auch schon etwas aufgeleiert. Aber ansonsten fährt der Oldtimer tadellos.

Über die Las Américas, den repräsentativ angelegten Boulevard, geht es nun vorbei an den Universitätsbauten und am Stadion, über den Platz der Revolution mit dem kolossalen Reiterdenkmal zur Moncada-Kaserne, zu der Kaserne, die Fidel Castro 1953 mit seinen Freunden zu stürmen versuchte. Verwunderlich: Das Kasernengelände mit Unterkünften, Verwaltungsgebäuden, Exerzierplätzen und allem, was dazu gehört, liegt mitten in einem Wohngebiet. Die Kaserne ist nun natürlich ein Museum – und ihre Mauern tragen die Porträts der Revolutionäre, die bei dem gescheiterten Angriff 1953 gefallen sind.

Unser erstes Ziel ist der Friedhof Sta. Ifigenia, ein geradezu mondän erscheinender Friedhof nicht etwa mit kleinen Denkmälern auf den einzelnen Grabstellen, sondern eine Anlage mit ganzen Straßen voller meist großer, weißer Gedenksteine auf imposanten Marmor- oder Steinplatten. Nicht ganz in dieses Schema passen das Familiengrab der Bacardis, ein grauer Granit wie eine Pyramide und die einen Halbkreis bildende Mauer, der Gedenkstein für die Gefallenen der Moncada-Kaserne.

Das bedeutendste Denkmal hier ist aber das Mausoleum für den Nationalhelden José Martí, ein klassizistischer Bau, in dem der von einer Fahne bedeckte Sarg des Dichters und Freiheitskämpfers steht, dazu ein Denkmal, das den Nationalhelden in Denkerpose zeigt.

Vor dem Mausoleum steht eine Ehrenwache in Galauniform, und der Wach-Wechsel ist nun die touristische Attraktion der Friedhofsanlage.

Vorbild für diesen Wachwechsel waren aber kaum die Guerilla-Kämpfer von José Martí oder Fidel Castro, sondern eher die preußischen Armee-Rituale und die NVA der DDR. Von der scheint jedenfalls der Stehschritt übernommen zu sein, in dem die Soldaten im exakten Stehschritt von ihrem Wachhäuschen zum Grabmal marschieren, begleitet von einer Militärmusik, die nun gar nichts karibisches mehr an sich hat – hier ein irgendwie fremdartig anmutendes Spektakel.

Wir verlassen die Stadt, fahren zum Castello del Morro San Pedro de La Rocca, einer nicht einmal besonders großen Festung aus der spanischen Kolonialzeit, die die Einfahrt in die Bucht von Santiago schützen sollte. Der Weg vom Parkplatz zur Festung ist gesäumt von Ausflugslokalen und den Ständen der Andenkenhändler, führt an einem kleinen Leuchtturm vorbei auf den Hügel mit der Festung.

Die ist ein durch und durch verwinkelter Bau mit einem Militärmuseum im unteren Stockwerk, kleinen Innenhöfen, einem Militärmuseum und dem Nachbau der Rampe, über die die schweren Kanonenkugeln zu den oberen Geschützstellungen gehievt wurden. Noch schwerer als die Kanonenkugeln waren dabei aber die Eisenkugeln, an denen die Sklaven angekettet waren, die diese Knochenarbeit zu verrichten hatten.

Am beeindruckendsten allerdings: Die Aussicht auf die Halbinseln der Bucht, die man von den oberen Stockwerken aus hat.

Nun geht es – jetzt wieder mit dem Bus - zurück nach Santiago, direkt in die Altstadt. Unser Altstadtbummel beginnt am Platz der Kathedrale bzw. des alten Rathauses, ein weißer zweistöckiger Bau mit Arkaden, eher schmucklos und bescheiden, aber das Gebäude, von dessen mittlerem Balkon aus Fidel Castro am 1. Januar 1959, nach der Vertreibung des Diktators Baptista, seine Siegesrede hielt – und das immerhin über zehn Stunden lang.

Große Volksmassen können ihm dabei hier allerdings nicht zugehört haben: Der Platz zwischen Rathaus und Kathedrale fasst kaum mehr als vielleicht zweitausend Menschen.

Santiagos Altstadt macht einen weit lebendigeren Eindruck als die Altstadt von Havanna. Natürlich gibt es auch hier die hohlen Fassaden verfallener Prachtbauten, wo man von der Straße aus teilweise sogar noch in die einstigen, nun leer stehenden Prunkräume mit den Resten ihrer Wandbemalung sehen kann, aber solche halben Ruinen sind hier weit seltener als in der Hauptstadt. Dafür sind die größeren Altstadtstraßen hier fast ganz normale Geschäftsstraßen voller Läden und sogar etwas Straßenhandel, betrieben von hölzernen Karren, von denen aus meist Obst und Gemüse angeboten wird, Straßen, drängen sich auf den Bürgersteigen die Menschen.

Wir passieren einen hübschen, gepflegten Stadtplatz, den Plaza Dolores, natürlich mit einem allegorischen Denkmal in der Mitte, viel Grün und Sitzbänken – und einer Musikantengruppe, die hier für die Passanten aufspielt. Kurz darauf kommen wir durch eine kleine Gasse mit Andenken- und Antiquitätengeschäften, wobei die aber eher Trödeläden sind, kehren schließlich zu dem Platz zurück, an dem unser Altstadtbummel begonnen hat.

Das dritte wichtige Gebäude hier neben Rathaus und Kathedrale: das Casa Grande, ein Hotelbau, wohl aus der Zeit um 1900, immer noch als Hotel genutzt und vor allem als Kaffee und Restaurant, ausgestattet mit einem weiteren Restaurant auf der Dachterrasse. Da oben, von wo aus man auf die Kathedrale und das Rathaus, aber auch bis zum Hafen schaut, nehmen wir nun noch einen Drink, bevor es wieder zurück nach Guardalavaca geht.

Samstag, 6. April 2013: Guardalavaca

Ein Tag am Strand des Hotels – soweit das Wetter es zulässt. Es ist nämlich wieder regnerisch.

Sonntag, 6. April 2013: Guardalavaca, Tauchplätze Labirinto und Canto Izzas

Ein “Canyon” führt in das “Labyrinth”, zum Tauchplatz Labirinto, wo sich in einer Tiefe bis 31 Metern eine Korallenlandschaft erstreckt, die aussieht, als bestünde sie teilweise aus geborstenen Vulkanen, Schluchten und sandigen Plätzen. Neben etlichen Doktorfischen begegnet uns hier auch ein respekteinflößender Barrakuda.

Der zweite Tauchgang führt uns zum Canto Izzas in einer Tiefe von rund 20 Meter, ebenfalls ein Korallengarten, in dem wir unter anderem eine große Krabbe als auch eine riesige Muschel finden.

Montag, 8. April 2013: Guardalavaca, Tauchplätze Cueva I und Coral Garden

Über einen Korallengarten geht es in 34 Metern Tiefe zur ersten Höhle des Tauchplatzes Cueva I. Diese erste Höhle ist ein eher breiter, lichtdurchfluteter Durchgang durch eine Korallenwand, nach deren Durchquerung man eine Wand entlang taucht, nun zur zweiten

Höhle, so schmal und eng, dass man sich fast auf dem Boden liegend hindurch robben muss statt frei zu schwimmen.

Oberhalb der Korallenwand tummeln sich die Riffische.

Der zweite Tauchgang führt wieder zum „Korallengarten“. In einer Nische hat sich eine Languste versteckt, an einer anderen Stelle tummelt sich eine kleine Gruppe von Kugelfischen.

Dienstag, 8. April 2013: Guardalavaca

Ein letzter kompletter Tag am Strand.

Mittwoch, 8. April 2013: Guardalavaca

Unser Rückflug startet erst am Abend, aber zum Glück konnten wir unser Zimmer verlängern – haben so praktisch noch einen ganzen Ferientag.